

Manfred Tschalkner

## **Die Ereignisse des Jahres 1622 im Prättigau aus österreichischer Sicht**

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich freue mich sehr über die Einladung, beim heutigen Gedenk Anlass zu Ihnen kurz auch über die Ereignisse des Jahres 1622 im Prättigau aus österreichischer Sicht zu sprechen. Ich werde mich dabei auf zwei Aspekte beschränken, die mir in diesem Zusammenhang als besonders wichtig erscheinen.

Sie erwarten gewiss nicht, dass ich mich vom Vorgehen der damaligen österreichischen Truppen hier im Tal distanzieren. Denn dass heutzutage niemand mehr die Brutalitäten und Greuel früherer Kriegszüge gutheißen kann, versteht sich von selbst. Es geht mir in meiner kurzen Ansprache an Sie um etwas anderes, nämlich um eine präzisere Identifizierung der österreichischen Akteure beim damaligen Geschehen.

Lassen Sie mich den Ausgang nehmen bei einer kleinen Begebenheit, die mir vor etwa zehn Jahren in Schlappin widerfuhr, als ich für eine ausführliche Studie über den Einfall der Bündner Truppen ins Montafon im Juli 1622 recherchierte. Bei diesem Überfall aus dem Nachbartal handelt es sich um ein Ereignis, dem im Montafon seit vielen Generationen bis heute noch in der kollektiven Erinnerung eine hohe Bedeutung zugeschrieben wird.

Gleichsam als Gegenstück dazu erinnert im oberen Prättigau – sie wissen das wahrscheinlich – die Sage an mehrere Einbrüche der Montafoner ins Nachbartal. Zweimal – heißt es im Klosterser Heimatbuch – habe man die Gegner damals, nachdem sie geschworen hätten, künftig Frieden zu halten, ungeschoren laufen lassen. Als sie jedoch zum dritten Mal über das Schlappinerjoch eingefallen seien, soll Hauptmann Jeuch seinem Schimmel „eine Gelte voll Wein zu trinken“ gegeben, die Hofjünger mit seinen Mannen abermals besiegt und nunmehr auch unerbittlich bestraft haben:

Ich zitiere wörtlich: „In ihrer Not senkten die Montafoner die Waffen und streckten die Schwörfinger empor, diesmal aber umsonst. Jauchzend vor Wut schlugen ihnen die Sieger die Schwörfinger ab, sodaß nur mehr ihre blutenden Stumpen zum Himmel schauten. Dann wurden alle niedergemacht. [...] Drei Tage lang soll der Schlappinbach blutigrot geflossen sein. Die Toten wurden an Ort und Stelle verscharrt. Ihre meineidigen Finger hatten aber keine Ruhe. Noch heute wachsen sie ihnen zum Grabe heraus. Das dreiteilige Silbergras wächst auf den längst eingefallenen Gräften.“

Schauernd läßt sich der Bube vom Ahnen wohl heute noch die Totenstätte auf dem 'Schyterbüdemji' zeigen und die Bedeutung der drei Gräschen erklären.“ Zitatende.

Als ich die genannte Flur besichtigen wollte, wandte ich mich vor Ort zwecks näherer Informationen an eine Gruppe von Einheimischen, die bei ihren landwirtschaftlichen Arbeiten gerade eine Pause eingelegt hatten. Als ich ihnen mein Anliegen im Vorarlberger Dialekt vorgetragen hatte, wussten die Männer genau, worum es mir ging, gaben mir auch flüchtig die Lage der gesuchten Örtlichkeit bekannt, begegneten meinem Interesse aber sehr misstrauisch und ließen mich mehr oder weniger unverblümt spüren, dass ich mich als Fremder um die österreichischen Eindringlinge hier nicht weiter zu kümmern brauche.

Die Begebenheit zeigt, dass es in diesem Zusammenhang nicht nur eine akademische Angelegenheit sein kann, auf zwei Details besonders hinzuweisen. Dabei handelt sich darum, klarer zu bestimmen, was unter dem „Volk“ gemeint war, das laut den Chroniken immer wieder über den Rätikon in das Prättigau einfiel, und um wen es sich bei den damaligen „Österreichern“ eigentlich handelte.

Zum ersten Punkt: Schon die Historiker des 19. Jahrhunderts verstanden unter dem Begriff „Volk“ dasselbe wie wir heute, nämlich eine Großgruppe von Menschen gleicher Kultur und Sprache oder einfach die breite Masse der Bevölkerung. Das musste zu Missverständnissen führen, denn in den Chroniken des 17. Jahrhunderts bedeutete „Volk“ noch etwas ganz anderes. Damit bezeichnete man „Heerhaufen“ oder militärische „Truppen“. Wenn also „Volk“ aus dem Montafon die Jöcher überquerte und Prättigauer Alpen plünderte, handelte es sich nicht um Vertreter der Talbevölkerung, sondern um österreichisches Militär, das nördlich des Rätikons stationiert war. Die Miliztruppen, die die Montafoner im Rahmen der Vorarlberger Landesverteidigung zu stellen hatten, nannte man „Landvolk“. In keiner Bündner Chronik wird angeführt, dass „Landvolk“, also Vorarlberger Militär, je über die Pässe vorgedrungen wäre.

Nun waren die Leute auch nördlich des Rätikons selbstverständlich keine Engel. Diebstahl, Raub und Überfälle waren keineswegs unbekannt. Davon zeugen heute noch Berge von behördlichen Akten, die im Gefolge entsprechender Ereignisse angelegt werden mussten. Immer wieder gab es auch Übergriffe über die Landesgrenzen. Diese Unternehmungen unterschieden sich aber bis zum Einfall der Bündner im Montafon im Juli 1622 nicht wesentlich davon, was sich mitunter zwischen verschiedenen Talschaften innerhalb des Landes, zwischen Gemeinden, zwischen Nachbarschaften, ja sogar zwischen Familien abspielte. Die rauere Mentalität früherer Menschen und ihr oft grober Umgang ist hinlänglich bekannt. Sie machten an den Grenzen natürlich nicht halt.

Aber so unbedarft waren die Vorarlberger nicht, dass sie im Rahmen von politischen Krisen, wie sie den Beginn der Zwanzigerjahre des 17. Jahrhunderts kennzeichneten, nicht auch immer gewusst hätten, dass sie später weiterhin mit ihren Nachbarn südlich des Rätikons zusammenleben mussten. Ja, sie pflegten nachweislich selbst am Höhepunkt der Auseinandersetzungen enge persönliche Beziehungen, die auf ihren gemeinsamen Interessen an der einträglichen Schmugglerei basierten. Dass die Montafoner seit jeher brutale Raubüberfälle und Plünderungen des Nachbartals im Schilde geführt hätten, wie sie die österreichischen Truppen bei ihrer Invasion im Tal der Landquart ausübten, lässt sich ausschließen. Erst nach dem Einfall bündnerischer Truppen im Montafon, nach weiteren gegenseitigen Übergriffen auf den Alpen, nach einem blutigen Gefecht auf dem St. Antönierjoch und dann besonders nach der Schlacht hier bei Saas am 5. September 1622 fielen die entsprechenden Hemmungen und Rache- und Beutegedanken setzten sich durch – wenn auch keineswegs in dem Ausmaß, wie oft kolportiert wurde.

Dass die Vorarlberger davor grundsätzlich wirklich nicht an solchen Unternehmungen interessiert waren, bezeugen nicht nur die zeitgenössischen Chroniken, wenn man sie richtig liest, sondern vor allem auch der Schriftverkehr zwischen dem Vogt von Bludenz beziehungsweise den Montafoner Vorgesetzten und den landesfürstlichen Stellen in Innsbruck. Darin finden sich zahlreiche Klagen über die mangelnde Einsatzbereitschaft der Talbevölkerung gegen die Bündner. Die Montafoner wurden dabei ausdrücklich als völlig unbrauchbar für einen Einfall über die Bergpässe bezeichnet. Mit ihrer ambivalenten Haltung gerieten sie in argen Argumentationsnotstand, so dass sie mit allen möglichen Mitteln ihre Treue gegenüber dem Haus Habsburg unter Beweis zu stellen versuchten. Unter anderem fügten sie ihrem Wappen, das zwei gekreuzte Schlüssel aufwies, um diese Zeit eine päpstliche Tiara bei, damit man ihnen nicht weiter unterstellen sollte, mit den reformierten Nachbarn zu sympathisieren, was im Behördenschriftgut immer wieder ein Thema war.

Überhaupt stellte es zu Zeiten des Dreißigjährigen Krieges ein großes Problem dar, dass es sich bei den Milizmannschaften, die die verschiedenen Vorarlberger Gerichte zu stellen hatten, um reine Verteidigungskräfte handelte, die nicht über die Landesgrenzen hinaus eingesetzt werden durften. Als sie sich dennoch im Rahmen der Niederwerfung des Prättigauer Aufstands zu einem Übergriff in die Bündner Herrschaft verleiten ließen, erlebten sie im Mai 1622 in einer Schlacht bei Fläsch eine gewaltige Niederlage. Es waren etwa 300 Tote zu beklagen, was bei den damaligen Bevölkerungszahlen einen beachtlichen Blutzoll darstellte. Auf welchem Tiefpunkt sich die Motivation der Vorarlberger Truppen daraufhin befand, habe die militärische Führung – laut dem Bündler Chronisten Fortunat Sprecher – dem damals in Vorarlberg weilenden Landesfürsten Erzherzog Leopold dadurch vor Augen geführt, dass man auf einer Schanze bei Feldkirch

einen Scheinalarm auslöste, woraufhin tatsächlich ein großer Teil der Landesverteidiger einfach davongelaufen sei. Wenn diese Geschichte auch vielleicht erfunden war, brachte sie doch die Stimmung der Vorarlberger auf den Punkt.

Selbstverständlich mussten die Leute nördlich des Rätikons die österreichischen Truppen bei ihren Übergriffen über die Jöcher logistisch unterstützen. Dafür aber, dass sie mit ihnen ins Nachbartal eingefallen wären und deren Bewohner geplündert hätten, liegt aus der Zeit vor dem Einfall der Bündner ins Montafon im Juli 1622 kein Quellenbeleg vor.

Die eingangs zitierte Sage vom mehrfachen Eidbruch und die Tötung der in das Prättigau eingefallenen Montafoner bildet eine reine Erfindung, die bestens dazu geeignet war, die Vergiftung der nachbarschaftlichen Beziehungen nach den schlimmen Ereignissen vom Sommer 1622 über Generationen hindurch weiter aufrechtzuerhalten.

Dazu trug – zweitens – nicht minder auch ein falsches beziehungsweise undifferenziertes Verständnis der Begriffe „Österreich“ oder „österreichisch“ bei. Heute meint man vielfach, dass nördlich des Rätikons immer schon Österreich lag und dort eben auch Österreicher wohnten. Darüber wären unsere Vorfahren im 17. Jahrhundert sehr erstaunt gewesen, denn die Grenzen Österreichs lagen damals in Wirklichkeit viele hundert Kilometer weit entfernt.

In den geschichtlichen Aufzeichnungen aus Vorarlberg liest man immer wieder, dass damals der eine oder die andere nach Österreich ausgewandert war. Da wusste jeder, dass sie sich nicht nach Tirol und auch nicht ins Salzburger Land begeben hatten. Unter „Österreich“ verstand man im 17. Jahrhundert ungefähr das Gebiet der heutigen Bundesländer Oberösterreich und Niederösterreich, die ja beide als einzige bis heute die Bezeichnung „Österreich“ in ihrem Landesnamen führen.

Wenn es nun aber in den Bündner Chroniken heißt, dass 1621 und 1622 Österreicher über die Pässe in das Prättigau eingefallen waren, meinte man damit selbstverständlich keine Bewohner der erwähnten beiden Länder an der Donau, sondern primär die Truppen der damaligen Landesherren aus dem Hause Habsburg, das man auch als „Haus Österreich“ bezeichnete. Österreichische Truppen, die 1622 das Prättigau verwüsteten, waren eigentlich habsburgische Einheiten, die nicht von den österreichischen oder habsburgischen Ländern gestellt wurden und sich als Söldnertruppen auch nur zu einem Teil aus Männern von dort rekrutierten. Irreführender Weise wurden von bündnerischer Seite aber schon damals die Untertanen der österreichischen Herrschaften vor dem Arlberg gleichermaßen als „Österreicher“ bezeichnet wie die kaiserlichen Soldaten.

Mit diesen „Österreichern“ hatten aber die Einwohner der damals habsburgischen Territorien in Vorarlberg und Tirol wenig gemein. Ja, die Bewohner des benachbarten Montafons litten selbst unter den österreichischen Truppen, die zu ihrer Verteidigung dort stationiert worden waren, und zwar weit mehr als durch den Einfall der Bündner im Juli 1622. Diese „Österreicher“, nämlich die habsburgischen Truppen, bedeuteten für die Landleute in Vorarlberg auch über viele Generationen hindurch neben den Seuchen und Naturkatastrophen eine der schwersten Belastungen, sowohl in gesellschaftlicher als auch in wirtschaftlicher Hinsicht. Und dennoch werden in der Literatur und in der volkstümlichen Erinnerung – wie in der angeführten Sage – die Montafoner zumeist mit ihren ärgsten Bedrängern gleichgesetzt.

Gedenkanlässe wie der heutige bieten deshalb eine willkommene Gelegenheit, manche Missverständnisse, die sich über Generationen erhalten haben, auszuräumen. Das richtige Verständnis der frühneuzeitlichen Bedeutung der Begriffe „Volk“ und „Österreich“ kann zweifellos dazu dienen, die Erinnerungskultur weiter aus alten mentalen Verhärtungen zu befreien. Möge uns das auch auf vielen anderen Ebenen gelingen!